

(Nachdruck verboten.)

501

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

„I hob' holt nur g'moant,“ murmelte Jüry, mit einem lauernden Blick an Hannes emporkriechend, „weil's irrt in Wean so zuageh'n soll!“

„leicht g'rod deßweg'n,“ lachte Hannes; „bei uns is oll's stad.“

Nein, er ahnte nichts, gar nichts.

Langsam fuhr Jüry mit dem Arm in den Gewehrriemen. „Nocher jog' i holt 'gelt's God, derweil und“ — sein Auge ging mit einem weiten Blick erst über die anderen, um zuletzt voll jäh aufquellender Herzlichkeit noch einmal die hohe Greifengestalt des Bruders zu umfassen. „Und — so b'hüat God, olle mitanonder!“

In seine Stimme kam ein Beben. Er wandte sich ab und schritt hinaus.

„Loß' Di hold wieder onschau'n,“ rief Hannes hinter ihm drein. Er bekam keine Antwort mehr.

„leicht war's do besser g'west, wonn eahm d'r Heiner g'holfen hätt,“ meinte Annamaria von ihrem Spinnroden her.

Der Alte zuckte die Achseln. „D'r Heiner — d'r Heiner. Wonn's a nur a Unglück wor . . . i konn m'r leicht denk'n, doß 'r von dennan koan'n mehr seh'n will. No, modt's an End', 's is Zeit zum Schloß'geh'n.“

Schweigend räumten die Weiber ihre Arbeit zusammen. Nur Hannes blieb noch eine Weile in Gedanken stehen und starrte immer wieder auf die Stelle, wo der Bruder gestanden. Warum — wußte er selbst nicht.

Die ersten blauen Vollmondnächte des Frühlings hingen wieder über der Ebene. Und als Graf Trampusch in Loro-witz eintraf, waren richtig auch die Schnepfen da. Wie auf Befehl! Seine Gnaden waren das schon so gewohnt. So ganz sorglos waren Seine Gnaden freilich diesmal nicht heimgekehrt. Die „Saison“ war nur kurz gewesen, wie Seine Gnaden sagten; kurz und recht ungemütlich. „Die Bagage begann sich zu fühlen.“ Unter „Bagage“ verstanden Seine gräfliche Gnaden all die Leute, die man weder bei Hofe traf noch bei den Soireen in der „Staatskanzlei“, noch in den „Klubs“. Leute, die genötigt waren, sich auf diese oder jene Weise selber ihr Brot zu verdienen und Jahr für Jahr die Steuern zu bezahlen, von denen der Herr Graf und seinesgleichen befreit waren. Es waren dies teils recht ungemütliche, teils recht überflüssige Leute, Menschen, die fortwährend Maul und Ohren offen hielten und mit der Zeit so unver-schämt geworden waren, für diese unverschämte Tätigkeit noch eine kaiserliche Sanktion zu begehren. Sie nannten dies „Preßfreiheit“.

Die Hofkanzlei war — immer nach der Ansicht Seiner Gnaden — richtig so dumm gewesen, einmal etwas von „Re-formen“ verlauten zu lassen. Darüber hatte die Bagage nun ganz und gar den Verstand verloren. Ein ganz obskurer „Niederösterreichischer Gewerbeverein“, der die Ehre, einen Erzherzog zum Protektor zu haben, augenscheinlich nicht zu würdigen wußte, hatte es gewagt, eine Adresse auszuarbeiten, in der die Regierung aufgefordert wurde, „sich den Bürgern und Ständen anzuschließen“. „Die Regierung“ — man denke! Besagte „Stände“ — waren für den dreizehnten März einberufen. Und dieser „dreizehnte“ wollte Seiner Gnaden schon im vorhinein nicht gefallen, „rotige Buben“ — Seine Gnaden meinten die Wiener Studenten — begannen in ihren Sneipen Politik zu treiben. Die Prager aber mußten geradezu verrückt geworden sein. Wertwürdigerweise stand an der Spitze ihrer Provinzialverwaltung ein Mann, in dem Seine Gnaden immer ein politisches Ingenium verehrt hatte. Und nicht bloß deshalb, weil Graf Rudolf Stadion ein lieber Freund und Jagdgenosse Seiner Gnaden war. Graf Rudolf Stadion hatte, immer nach der Meinung Seiner Gnaden, auch als weiland mährischer Landespräsident seine Verpflich-tungen sehr ernst genommen und sich im Notjahre 1846 nicht scheut, die Ausschrotung einiger Dachsen in seiner eigenen erlauchten Gegenwart vornehmen zu lassen, um „danach die Fleischpreise zu normieren“. Die Fleischpreise aber behaup-

teten dessenungeachtet nach wie vor ihre widernatürliche Höhe, und boschafte Untertanen erlöhnten sich — natürlich in aller Heimlichkeit — „von der Ausschrotung des k. k. Landes-präsidenten“ zu sprechen! Wenn das nicht — „Bagage“ war?

Seine Gnaden zeigten sich also einigermaßen verstimmt bei ihrer Heimkehr. Und die immerhin nicht ganz sicheren Zustände des Vaterlandes brachten es mit sich, daß Seine Gnaden diesmal zuerst den Justitiär kommen ließen, um mit ihm von einigen „leider notwendig gewordenen Vorsichts-maßregeln“ zu sprechen und zuletzt den Förster und Heger, um das Nötige über die „Schnepfen“ zu verfügen. Bisher waren nämlich immer die „Schnepf“ den „untertänigen Rechtsangelegenheiten“ vorangegangen. Aber heuer war nun schon einmal ein „verrücktes Jahr“.

Dessenungeachtet glaubte der Justitiär Seine Gnaden der „geziemenden Ruhe und Ergebenheit einer untertänigen Ge-meinde“ versichern zu können. Die sogenannten „Reformen“, die den Wienern die Köpfe heiß machten, waren für die Bauern spanische Dörfer, wie Seiner Gnaden Justitiär meinte. Und die Wiener wieder hatten im Augenblick zu viel anderes zu bedenken, um sich der Bauern zu erinnern. Die Möglichkeit, ein Land zugleich politisch und agrarisch zu revolutionieren, schien dem Justitiär so ferne wie das jüngste Gericht. Er gefiel sich dieser Frage gegenüber in derselben Zuversicht, mit der die von Metternich inspirierte „Wiener Zeitung“ die „Februarrevolution“ als einen „Sturm“ abtat, „der machtlos an dem österreichischen Reiche abprallen werde“. Warum sollte auch ein gräflicher Justitiär klüger sein als die „Wiener Zeitung“? Die „Wiener Zeitung“ hatte bisher noch immer recht behalten.

Nachdem Seine Gnaden so weit informiert waren, kamen der Revierförster und der Heiner an die Reihe. Beide konnten die hocherfreuliche Nachricht zu Gehör bringen, daß die Schnepfen auch heuer den gewohnten Strich einhielten und die „Jagdhütte“ so weit in Ordnung wäre, daß Seine gräfliche Gnaden bei geringer Einbuße des gewohnten Komforts dort die ersten Stunden der Nacht zubringen könne. Mit dem Fröhlichsten könnten Seine Gnaden über den Leich setzen, um in dem jungen Birkenbestand des jenseitigen Ufers seinem Jagd-vergnügen nachzugehen.

Als von der „Jagdhütte“ die Rede war, sahen der Herr Graf etwas zerstreut zum Fenster hinaus und meinten endlich, daß ihm ein leichter Rheumatismus diesmal das Nächtigen in der „Jagdhütte“ nicht rätlich erscheinen ließe. Man möge ihm also zur Zeit aus den Federn pochen und zugleich die jungen Rappen an die Jagdkafische spannen. So käme man noch immer früh genug auf die Dedung und von dort über den Leich.

Damit war auch der Förster und der Heiner entlassen.

Als der Heiner gegen Abend das Schloß verließ, um sein Mädel „anzurufen“, schien es ein Zufall zu fügen, daß ihm der Vater der Annaliese über den Weg lief. Heiner hatte den Alten seit jenem Tage nicht mehr gesehen, da man ihm die tote Tochter ins Haus getragen. Und weil Heiner in der Gefolgschaft seines gnädigen Herrn unterdes teils im Schlosse, teils in Wien wieder viele andere Ding gesehen und erlebt, hatte er die kleine Episode nahezu vergessen, so daß er den Vater der Annaliese mit der einem herrschaftlichen Leibjäger geziemenden Unbefangenheit begrüßte, in der berechtigten Meinung, daß die leidige Sache nunmehr auch für den Alten abgetan sein könne. Jüry tat auch wirklich recht freundlich und erzählte zuletzt ganz nebenbei, daß er drauf und drau gewesen, Heiners Kunstfertigkeit gegen die Besuche des Mar-ders in Anspruch zu nehmen.

„Ober, Bester,“ meinte Heiner mit schöner Bereitwillig-keit. „I goanget am liebsten glei irrt mit enk. Nur . . . a bisserl Fensterln möcht' i do gern. Weil i gor so long furi wor mit Seiner Gnaden. Und nocher hoakt's Seine Gnaden zur rechten Zeit weden, meg'n Schnepfenstrich. Ober wonn i moring a bisserl ausg'jaflofn bin . . . Meine Schlinga soll enfer Morder kenna lerner“

Damit reichte er dem Alten etwas herablassend die Hand und ging „fensterln“.

Jüry sah ihm nach und lachte ganz eigen in die Dämme-rung hinein. Er ging nu heim und aß ruhig sein Abendbrot. Als die Pösl die leeren Teller aus der Stufe trug, pochte

es draußen leise ans Fenster. „Zilly-Better! Der Schön-
bacher Schriftensteller war's.“

„Wißt Ihr's schon?“ raunte ihm Graf Bernau zu, nach-
dem Jüry das Fenster geöffnet.

Nein. Jüry wußte noch immer nur das eine, trotz alle-
dem. Und wenn heute die ganze Welt um ihn niedergebroschen
wäre, ihn hätte es heute kalt gelassen. Nichts sah er, nichts
als den verhassten Mörder seines Kindes!

„In Wien ist die Revolution ausgebrochen,“ zischelte Graf
Bernau in die Stube hinein. „Das Landhaus ist gestürmt,
das Zeughaus hat seine Waffen hergegeben. Die Mauthäuser
sind geplündert und verbrannt. Bürger und Studenten haben
Großes geleistet. Morgen kriegen wir vielleicht schon die Kon-
stitution.“

Jüry fuhr sich wie schwindelnd nach dem Haupt. Es war
zu viel, was da auf ihn einstürmte — zu neu, was er auf
einmal fassen sollte.

„Got — döS — 'n Hilmer sei Bui g'schrieb'n?“ brachte er
endlich mühsam hervor.

„Geschrieb'n? Nein. Sonst wüßten wir's noch nicht.
Aber er selbst ist gekommen. Nachdem er die ganze Nacht durch
gefahren ist. Nun gilt's! Kommt also bestimmt zum Hilmer
hinüber. Noch heute nacht geh'n wir's an . . .“

„Und — und der Grof?“ stammelte Jüry. Es war ihm
entsetzlich, zu denken, daß gerade der Augenblick, den alle an-
deren so heiß ersehnt, so unvermutet und derb in das seine
Gespinnst seiner Rache fuhr.

„Der weiß noch von nichts,“ raunte Bernau zurück, „geht
in aller früh auf die Schnepfenjagd. Soeben hat mit's der
Heiner gesagt. Wenn's dunkel wird, spricht der Heiner näm-
lich auch mit mir,“ lächelte der Bauernadvokat ironisch.

Und Jüry lachte mit. Laut, frei, wie erlöst. Denn nun
wußte ja auch er, was er wissen wollte . . . daß alles geh'n
würde, wie er sich's ausgedacht. „Ja, der Heiner! der is a gor
schauer!“

„So haben wir um so leichteres Spiel,“ flüsterte der
Schreiber . . . „Und von Lorowitz aus muß der Anfang
gemacht werden. Gerade weil der Graf abwesend ist. Wenn
er zurückkommt, ist alles anders. Könnt Ihr Euch das vor-
stellen, Zilly-Better?“

Jüry's Augen gingen mit einem fast harten Glanz über
ihn: „Der Mensch konn sich gor viel vorstell'n. D' Hauptfoch'
bleibt, doß er döS, woS er si vorstellt, a toan konn!“

„Ihr kommt also?“
Jüry sagte nicht ja und nicht nein. Aber sein Händedruck
schien auch eine Antwort.

Als Kessel nach einer Weile in die Stube trat, fand sie
Jüry mit dem Laden des Gewehres beschäftigt. „So, Momm
— woS tuast denn do?“

„Unsern Moada will i heunt nocht ongeh'n!“
„'n Moada? Ober geh' . . . der hot irzt schon so long kan
Schod'n mehr g'sitt!“

„Ober sein G'spur find i an ird'n Tog,“ erwiderte Jüry
verbissen.

„No mein, wonn'r a do is! der Heahnastall is jo deht-
weg'n zuag'spiert.“

Jüry hob den Blick und sah sie an: „Du red'st, wia's d's
woacht. Ober —“ es war, als wollte er etwas Bittereres hinzu-
fügen, doch plötzlich griff er nach ihrer Hand: „Loß' mi nur
noch'n und schloß' Di recht aus, Du wirft's brauch'n fönna —“

Seufzend und stumm verließ die Kessl die Stube. So-
lange hatte sie das große Wort geführt im Haus. Aber nun
war Jüry so ganz anders geworden; so, daß einem das Reden
von selbst verging.

(Schluß folgt.)

So hat ein jeder seinen Kummer.

Von D. A. S. M. A. N.

* Deutsch von Werner Peter Larsen.

I.

„Und so meinen Sie also, weil ich reich bin, müsse mein ganzer
Reichtum auch schon sofort auf Sie übergehen? So müsse ich alles,
was ich besitze, glatt zum Fenster hinauswerfen?! Also das Kanapee
mit Elfenbeineinlage da, und den Kronleuchter da und das Pariser
Postament aus echter Bronze da, alles mit einem Wort soll ich
nun heute noch Ihnen schenken, ich selbst aber kann mich an einen
Baum legen oder bestenfalls im Aßl übernachten?!“

Lazar Mironowitsch suchte mit den gedrunghenen Hän-
den um sich, und seine fette Stimme ging zeitweise in heiseres
Kreischen über.

Die Lewitina, seine Schwägerin, aber stand still und ergeben

da, starrte bedrückt vor sich hin auf den kostbaren Perserteppich und
wiegte kaum merklich den Kopf. . . .

Man sah ihr an, daß jahrelanger Kummer sie drückte, Kummer
und eine schwere bleierne Mattigkeit, und daß sie weder Worte noch
Tränen mehr fand, um den Schmerz auszudrücken, der sie ganz er-
füllte. . . .

„Prachtvoll! der reiche Verwandte!“ fuhr Lazar Mironowitsch
forb und stemmte die Hände in die Hüften. „Na, und wenn er dreißt
zehnmal reich ist, was ist denn nun? Dann ist also für ihn kein
Platz mehr in der Welt? Dann hat er also nichts mehr zu tun, als
alles, was er besitzt, seinen verlumpten Verwandten hinzuschmeißen,
solchen Tagedieben, so einer Laufjehande . . . damit sie sich mästen
und die Taschen füllen, während er an den Bettelstab kommt?!
Das wollt Ihr, he? Darauf legt Ihr's an? Maus mit Euch, marsch!
Und nie wieder über meine Schwelle!“

Die Lewitina hob das bleiche verhärmte Gesicht und sah den
Verwandten verängstigt an.

An diesem Tage trug Lazar Mironowitsch einen Frack.

Der Frack stand ziemlich weit auf, und zwischen seinen beiden
Hälften trat als regelrechte Halbfluge ein großer gewichtiger Bauch
hervor. Aus der linken Westentasche hing eine breite schwarz-
seidene Uhrkette herab, an deren Ende ein Fetschaft und ein kleines
goldenes Messerchen in Form eines Damenschuhs baumelte.

„Wann mein Boris nicht so krank wäre, würde ich Sie gewiß
nicht bitten,“ sagte die Schwägerin kaum hörbar. „Aber wenn die
Kleinen hungern und es kalt ist und kein Holz da, kein nichts . . .“

„Sind das Neuigkeiten?“ höhnte Lazar Mironowitsch. „Geht
das vielleicht seit heute so?“

„Ich würde Sie sonst nicht bitten . . . Aber Boris hat wieder
Fieber, und die ganze Nacht hindurch hat er Blut gespuckt . . .“

„Blut gespuckt? Bin ich vielleicht schuld? Ich vielleicht, ja?
Habe ich nicht genug gewarnt, habe ich nicht gesagt: laßt die Finger
davon, steckt die Nase nicht da hinein? Bewahret! Konstitution, De-
monstration, Revolution . . . Na —?! Was habe ich gesagt? Wenn
Du ein Lump bist, habe ich gesagt, ein Bettler, ein Nichts, ein halb
verhungertes Hund, so lieg auf deinem Misthaufen, lieg still, mußt
nicht und laß die Revolution Revolution sein! Schön, nun haben
sie ihn getriegt und ihn halbtot geschlagen . . . und nun? Ja,
nun kommt Ihr zu mir: „Ach, mein Boris ist krank . . . Ach, mein
Boris spuckt Blut . . .“ Bin ich denn schuld? Ein anständiger
Mensch spuckt nicht Blut! . . .“

Die Lewitina schwieg.

Die Anschauungen ihres Schwagers kannte sie längst in- und
auwendig.

Er gewährte ihr eine monatliche Unterstützung von 20 Rubeln.
Diese 20 Rubel zahlte er ihr schon vier Jahre lang, stets gewissen-
haft und pünktlich, aber nicht auf einmal, sondern in wöchentlichen
Raten und bestand darauf, daß sie das Geld persönlich abholte.
Bei diesen Besuchen hielt er ihr fast regelmäßig Moralpredigten,
belehrt sie, wie man leben müsse, und schimpfte nach Kräften auf
ihre Kinder.

Faulenger, Laugenichse, Großmäuler . . . dem lieben Herrgott
den Tag weggustehlen . . . ist das wohl die Möglichkeit — anstatt
wie alle anständigen Menschen in einem Kontor oder Laden zu
sitzen, hoden diese Koknafen über Broschüren und Büchern.

Politik, Sozialdemokraten, Flugblätter . . . und so kommen
sie unter die Knute und so ins Gefängnis, und so krepirt dann
die ganze Familie vor Hunger.

Ist aber ein Verwandter da, der noch nicht ganz und gar ver-
rückt ist, der ein Mensch ist, wie er sein soll, und, gottlob, sein Brot
hat, so fallen sie über ihn her und saugen ihn aus . . .

Zu seinen Bekannten pflegte Lazar Mironowitsch denn auch
zu sagen:

„Ich habe eine Schwägerin, die Lewitina, — Gott, der Ge-
rechte, saugt die mich aus!“

Die Wucht und Dauer seiner Predigten stand seit jeher mit
seiner Laune in ursächlichem Zusammenhang. War er ruhig und
zufrieden, gingen die Geschäfte und alles übrige gut, so begnügte
er sich womöglich mit einem Scherz oder ein paar kurzen wohl-
meinenden Ratschlägen.

Hatte er jedoch Kummer und Aerger — wehe, hatte er Aerger!
— da wurde er im Nu fuchsteufelswild, wetterte und schrie und
tobte, und hörte nicht eher auf, bis er selbst vollkommen erschöpft
und die Schwägerin in Tränen gebadet war.

Heute nun, am 6. Dezember, war Lazar Mironowitsch hunds-
miserabler Laune.

Er war soeben vom Dom zurückgekehrt, wo er aus Anlaß des
Namenstages Seiner Majestät dem hochfeierlichen Dankgottesdienst
beigewohnt.

Er war in rostigster Laune hingefahren.

Und war finstern und wutschnaubend heimgekehrt.

Und das war so gekommen.

II.

An diesem Tage nämlich debütierte Lazar Mironowitsch.
Er wohnte der kirchlichen Feier zum ersten Male als offizieller
Vertreter einer Behörde bei.

Die Tatsache, daß seine Rudelfabrik glänzend ging, daß der
kolonialwarenhandel enorme Gewinne abwarf, daß der rein zu-
fälligen übernommene Bau des Lazarett's sich als dreimal vorteil-
hafter entpuppt, als zu Anfang berechnet, daß ihm geradezu alles,
was er anfaßte, glückte, und man ihm, wo er ging und stand, mit

größter Ehrerbietung entgegentrat, dies alles genügte Lasar Mironowitsch längst nicht mehr.

Nein. Höheres schwebte ihm vor . . .

Mitglied der „Gesellschaft zur Rettung Ertrinkender“? Sehr angenehm, gewiß.

Es ist stets angenehm, seinen Namen in der Mitgliederliste einer feudalen Gesellschaft zu wissen.

Aber schließlich — diese Gesellschaft zählte vierhundert Mitglieder in der Stadt . . .

Einen eigenartigen Kitzel bereitet es auch, wenn eines Morgens die Zeitung schreibt:

„Zur Errichtung einer Heilstätte für durch terroristische Anschläge zu Schaden gekommene Polizisten hat Lasar Mironowitsch Ziples den Betrag von tausend Rubeln gestiftet.“

Dennoch aber . . . nein, nein, es war noch immer das Rechte nicht.

Chazkelewitsch z. B., in Firma Chazkelewitsch, Exporthaus, diesen Chazkelewitsch, der vor zehn Jahren noch kaum eine Hofe hatte, war belgischer Vizekonsul. War das nicht eine ganz andere Stellung?

Vor dem Hause Chazkelewitsch' ragt denn auch ein mächtiger Flaggmast, und wenn Belgien einen Festtag hat, so weht an diesem Mast eine stolze Fahne, rot und blau, mit einem zähnefletschenden Leu in goldener Krone.

Oder Moissei Aronowitsch Morgulis. Der wiederum ist Konsul von Uruguay.

Begeht nun also Uruguay irgendein Fest, angenommen zum Beispiel, Uruguay begeht den soundjovielsten Gedentag seines Sieges über Paraguay, so bläht sich vor dem Hause Moissei Aronowitsch Morgulis' triumphierend und weit sichtbarlich die uruguayische Fahne — orange und blau, mit einem goldenen Schwert in der Mitte.

Und ob auch alle darüber lächeln und witzeln, im Grunde ihres Herzens beneiden sie Morgulis doch.

Da ist so ein Börsemäler, ein gewisser Chalfin, der macht sich bisweilen lustig und meint, seit Westehen der Stadt habe sich in ihren Mauern noch kein Uruguayer gezeigt, weder ein Lebendiger, noch ein toter, und der Konsul von Uruguay sei in seiner Art etwa soviel, wie der König von Portugal. Seine einzigen Untertanen seien und blieben nun mal im Zoologischen Garten die beiden uruguayischen Affen . . .

Aber was wollte das alles besagen?

Wochten die Reider nur immer spötteln, — Morgulis, der Konsul von Uruguay, überragte sie doch . . .

Seit langen Jahren schon war die Konsulwürde Herrn Ziples Sehnsucht und Traum.

Er besprach die Angelegenheit mit erfahrenen Leuten, er konsultierte die gerissensten Advokaten, er holte Erkundigungen ein, stürzte sich in Unkosten, er gab Schmiergelder und gab Versprechen . . .

Er klopfte hier und dort an, er bewarb sich, er bat, er dienerte, er flehte —

Und siehe, durch Fürsprache des Stadthauptmanns und vieler anderer großer und einflußreicher Tiere sah er sich nach zahllosen, überaus langwierigen und verwinkelten Verhandlungen und Schreibereien eines schönen Tages wirklich am ersehnten Ziel: man ernannte ihn zum Konsul des südamerikanischen Staates Chile.

Dieser Tag war ein Triumph.

Und Mara Moissejewna, Lasar Mironowitsch' Gattin, eine korpulente Dame mit geradezu sagenhaftem Busen, sah gerührt und stolz, ja beinahe angstvoll bald ihren Mann, bald die gewichtige Urkunde mit dem schweren chilenischen Siegel an, die jener in den bebenden Händen hielt — so fest, als wolle er sie schon nie mehr loslassen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Entgiftung des Körpers.

Wie bei anderen Wärmekraftmaschinen nicht immer eine vollständige Verbrennung der Heizstoffe stattfindet, wie unverbrennliche Reste als Schlacken zurückbleiben, so bilden sich auch im tierischen Organismus ständig Stoffe, die zur Wärmeproduktion nicht mehr benutzt werden. Unser Körper arbeitet genau nach dem Prinzip einer Wärmekraftmaschine und hat darum, wenn wir seine geistigen Funktionen außer Betracht lassen, in vieler Hinsicht mit einer Dampfmaschine große Ähnlichkeit. Er nimmt Stoffe ein, verbrennt sie und speichert dabei die entstehende Wärme auf oder setzt sie in andere Kräfte um. Genau nach dem Heizwert seiner Nahrung richtet sich die Arbeitsleistung, die er zu vollbringen vermag. Ebenso verhält sich die Dampfmaschine, deren Wärmeproduktion von der Qualität ihrer Heizstoffe abhängig ist. Nur arbeitet der Körper als Wärmekraftmaschine viel rationeller als unsere Maschinen; bei ihnen geht der größte Teil der Wärme ungenutzt verloren, während die Nahrungsstoffe, die wir zu uns nehmen, ziemlich genau ihrem Verbrennungswert entsprechend verwendet werden.

Die Schlacken der Nahrung, d. h. ihre unverdaulichen Bestandteile werden zum größten Teil mit dem Kot aus dem Körper entfernt. Sie bestehen meist aus Pflanzenteilen, aus Salzen und aus den Bakterien, die im Darm des Menschen und der anderen Tiere schmarotzen. Das Durchschnittsgewicht des Kotes ist nur

gering, es beträgt beim Gesunden nicht mehr als 50 bis 60 Gramm täglich; der bei weitem größere Teil der verbrauchten Nahrungsstoffe verläßt den Körper mit dem Harn, dessen tägliche Gewichtsmenge sich auf etwa 1500 Gramm beläuft.

Im Gegensatz zum Kote, dessen Bestandteile das Darmrohr überhaupt nicht verlassen haben, enthält der Harn, das Ausscheidungsprodukt der Niere, die aus dem Blut in ihn übergehenden Bestandteile, die im Körper keine weitere Verwendung mehr finden, Stoffwechselprodukte, Salze und Säuren, deren Anhäufung für den Körper schädlich ist, und deren Entfernung deshalb mit dem Harn erfolgt. Ueberhaupt werden durch die Nieren alle Stoffe, die mit der Nahrung in den Blutkreislauf gelangen und sich als schädlich erweisen, ausgeschieden. Aus diesem Grunde sind natürlich die Nieren sehr leicht Erkrankungen ausgesetzt, weil sie mit den schädigenden Stoffen, die sie durch den Harn zur Ausscheidung zu bringen suchen, am intensivsten in Berührung kommen. Sie bezahlen den Dienst, den sie dem Organismus leisten, gewissermaßen mit ihrem eigenen Leben oder zunächst mit ihrer eigenen Gesundheit; sie sind die Hauptentgiftungsorgane des Körpers. Sind sie in ihrer Gesundheit, in ihrer Funktionstüchtigkeit erst einmal so weit geschädigt, daß sie versagen, so vermag der ganze Körper nicht mehr zu leben, so geht er an den Folgen der Nierenschädigung zugrunde.

Die wichtigsten Stoffe, die mit dem Harn ausgeschieden werden, sind das überschüssige Wasser des Körpers, dessen Menge die aller anderen Bestandteile des Harns natürlich weit überragt, ferner Harnstoff, der bei der Eiweißverbrennung im Körper entsteht, und aorganische Stoffe, von denen Chloratrium (Kochsalz), Phosphorsäure und Schwefelsäure überwiegen. Noch zahlreiche andere Stoffe finden sich in geringerer Menge im Harn.

Unsere Nahrungsstoffe verbrennen im Körper zum großen Teil zu Kohlenäure und Wasserdampf, also zu den Endprodukten jeder vollkommenen Verbrennung; nur die Eiweißstoffe verbrennen nicht vollständig, sie werden nicht vollständig ausgenutzt. Das Endprodukt der im Körper stattfindenden Eiweißverbrennung ist der Harnstoff, eine stickstoffhaltige Kohlenstoffverbindung, die einer weiteren Verbrennung noch fähig ist, im Organismus aber nicht weiter ausgenutzt wird. In der täglichen Urinmenge, die beim Gesunden etwa 1½ Liter beträgt, werden circa 30 bis 40 Gramm Harnstoff ausgeschieden, also ein ganz ansehnliches Quantum. Kohlenäure und Wasserdampf werden mit der Lunge ausgeschieden; auch sie stellen Abfallprodukte dar, von denen namentlich die Kohlenäure bei stärkerer Konzentration schädlich zu wirken vermag. Die ständige Ventilation des Körpers durch die Lunge, der dort stattfindende Gasaustausch zwischen Sauerstoff und Kohlenäure verhindert jedoch eine schädliche Konzentration dieses Verbrennungsproduktes im Organismus. So leicht wie die gasförmige Kohlenäure wird der im Harnwasser gelöste Harnstoff nicht immer aus dem Körper ausgeschieden. Bei stärkeren Nierenschädigungen kommt es zu einer Harnstoffverhaltung des Körpers und damit zu ausgeprochenen Vergiftungserscheinungen, denen der dabon betroffene Mensch oft erliegt.

Einzelne Harnbestandteile werden erst in der Niere gebildet; der wichtigste aber, der Harnstoff, entsteht schon vorher und wird nur durch die Niere ausgeschieden. Nachdem man über seine Entstehung im Körper lange gestritten hat, weiß man heute mit ziemlicher Bestimmtheit, daß seine Bildung vor allem in der Leber erfolgt. Mit dem Leberblut gelangt er in den allgemeinen Körperkreislauf und schließlich mit dem Nierenblut zur Ausscheidung in den Harn.

In welcher Weise vollzieht sich nun der Prozeß der Harnausscheidung aus dem Blut? Darüber ist in der medizinisch-biologischen Literatur viel diskutiert worden, da die Ausscheidung der einzelnen Harnbestandteile, vor allem des Wassers mit den darin gelösten Salzen und der spezifischen Harnbestandteile an verschiedenen Stellen der Niere erfolgt. Wir wollen zum besseren Verständnis der Vorgänge den anatomischen Bau der Niere kurz skizzieren. Die Niere ist eine höchst kompliziert zusammengebaute Drüse; sie besteht aus äußerst empfindlichen Zellen, dem jezierierenden (absondernden) Nierenepithel, die die Wand zahlloser Kanälchen, der Harnkanälchen, auskleiden. Diese Harnkanälchen sammeln sich, nachdem sie im Innern der Niere zahlreiche Windungen gemacht haben, allmählich zu immer stärkeren Röhren und vereinigen sich zuletzt zum Harnleiter, einem bleistiftdünnen, etwa 30 Zentimeter langen Rohr, das die Niere mit der Harnblase verbindet und den Harn in letztere hinableitet. Außer der unzählbaren Menge feiner Harnkanälchen finden sich in der Niere ebenso zahlreiche Blutgefäßverzweigungen, die an bestimmten Stellen mit den Harnkanälchen in nähere Beziehungen treten. Die dicke Nierenkapsel aber zweigt sich allmählich im Innern der Nierensubstanz auf, gibt in sehr kunstvoller Weise Kapillargefäße ab und endet schließlich in einer großen Zahl von Gefäßknäueln, die mit einer doppelwandigen Kapsel aus Nierenepithelzellen umgeben sind. In den Kapillarknäueln sondern die Gefäßknäuel Wasser und bestimmte Salze ab, während Harnstoff an anderer Stelle in die Harnkanälchen gelangt. Solange die Niere gesund ist, ist sie nur für Wasser, Salz, Harnstoff, Harnsäure durchlässig; die gelösten Eiweißstoffe des Blutes, ferner dessen körperliche Bestandteile, die roten und weißen Blutzellen, vermögen die dünne

Scheidewand nicht zu durchdringen. Wenn dies erst der Fall ist, wenn Eiweiß im Urin ausgeschieden wird, liegt eine Erkrankung des sezernierenden Nierenepithels & der harnabsondernden Nierenzellen vor.

Die physiologische Funktion der Niere, wie sie für den normalen Ablauf der Lebensvorgänge notwendig ist, besteht also darin, mit dem Harn die Bestandteile aus dem Blute zu entfernen, die für den Körper überflüssig und bei längerer Anwesenheit sogar schädlich sind. Wenn die Nieren pathologisch, d. h. krankhaft funktionieren, so können sich die Symptome nach zwei Richtungen hin bemerkbar machen. Einmal können die Nierenzellen auch für andere Stoffe als die, die im normalen Harn zu finden sind, durchlässig werden, also vor allem für das im Blutserum gelöste Eiweiß; zweitens können die Nierenzellen ihren Dienst vollständig verlassen, sobald die Schädigung sehr schwer ist, und damit eine Zurückhaltung der Harnstoffe im Körper bewirken. In diesem Falle kommt es zu einer Flüssigkeitsanhäufung im Körper und dann zu einer Selbstvergiftung durch die zurückgehaltenen Ausscheidungstoffe. In der Tat wissen wir aus einer langen Erfahrung, daß beides im Verlaufe von Nierenkrankheiten vorkommt. Die Eiweißausscheidung bildet das erste Symptom und kann gefahrlos bleiben, wenn sie sich in mäßigen Grenzen hält, die völlige Harnverhaltung läßt gewöhnlich darauf schließen, daß ein großer Teil der sezernierenden Nierensubstanz funktionsuntüchtig geworden ist, und bildet oft den Schluß des Dramas.

Ebenso wie die normalen Bestandteile des Harns großenteils aus dem Blute stammen, müssen auch die Schädlichkeiten, die eine größere Funktionsstörung der Niere veranlassen, im Blute gelöst sein; sonst können sie nicht die empfindlichen Zellen der Nierensubstanz treffen. Solche Nierenschädigungen werden einerseits durch chemische Gifte, durch Sublimat, Blei, Karbolsäure, auch durch den Alkohol hervorgerufen, andererseits besonders häufig durch die Bakteriengifte akuter Infektionskrankheiten. Namentlich nach Scharlach entwickelt sich nicht selten eine schwere Form der Nierenentzündung, die bei ungeeigneter Lebensweise, bei dauernder Belastung der Nieren durch reizende Stoffe eine chronische Form annehmen kann. Deshalb sollen Nierenkranke ihre Speisen nach Möglichkeit ungesalzen und ungewürzt essen, weil alle Reizstoffe die ohnehin geschädigten Nierenzellen ungünstig beeinflussen.

Es ist das große Verdienst des englischen Arztes Richard Bright (1788—1858), den Zusammenhang der Eiweißausscheidung mit einer primären Erkrankung der Niere klargelegt zu haben. Er wies vor allem darauf hin, daß viele Fälle von allgemeiner Wasserschwellung mit einer solchen Nierenkrankung in Zusammenhang stehen; ihm zu Ehren wird die Krankheit noch heute als Brightsche Nierenkrankheit bezeichnet. Da es eine der Hauptaufgaben der Niere ist, das überschüssige Wasser aus dem Körper zu entfernen, kommt es zu einer Wasseransammlung im Körper, wenn die Niere ihren Dienst nicht mehr verrichten kann. Damit im Einklang steht, daß die Urinausscheidung bei diesen Kranken immer geringer wird, schließlich ganz aufhört. Nach neueren Ansichten gehört aber auch eine besondere Durchlässigkeit der Blutgefäßwände dazu, das Wasser in die Gewebe und die Körperhöhlen austreten zu lassen. Bei gesunden Gefäßen mühte sich sonst der Körper auf andere Weise des zurückgehaltenen Wassers entledigen, durch Vermehrung der Schweißproduktion oder durch Abführung mit dem Darminhalt. Wie dem auch sei, das Wasser bewirkt zunächst eine auffällige Veränderung an der Haut des betroffenen Menschen. Er sieht geschwollen aus. Jeder Fingerdruck hinterläßt auf der Haut eine tiefe Grube. Später sammelt sich dann auch in den großen Höhlen des Körpers, im Bauch und der Brust Wasser an.

Zugleich mit dem Wasser, dem Hauptbestandteil des Harns, werden aber auch die darin gelösten Stoffe, Salze und vor allem Harnstoff zurückgehalten. Infolgedessen kommt es zu einer Selbstvergiftung des Körpers, zu einer Autointoxikation, die mit Kopfschmerzen, Erbrechen und Benommenheit beginnt und später durch heftige Krampfanfälle charakterisiert ist, die genau den epileptischen Krampfanfällen entsprechen. Die Krämpfe dauern gewöhnlich nur kurze Zeit und werden dann von einem Zustand tiefer Bewußtlosigkeit abgelöst, aus dem der Kranke meist erst nach Stunden erwacht. Man bezeichnet den Zustand als Urämie. Er stellt zweifellos eine Vergiftung des Körpers dar, die durch Stoffe des zurückgehaltenen Harnes hervorgerufen sein muß, da die physiologische Entgiftung des Körpers durch die Nieren gehemmt ist. Das Tierexperiment hat das einwandfrei bewiesen. Wenn man einem Hunde die Nieren herausschneidet, so verfällt er sehr bald in einen Zustand, der dem der Urämie vollkommen gleicht, mit Erbrechen, Krämpfen und Bewußtlosigkeit einhergeht. Man ist heute nur noch im Zweifel, ob die Vergiftung ganz auf das Schrülkoto des Harnstoffes geschrieben werden darf, oder ob noch andere Stoffe, die infolge der gehinderten Nierensekretion zurückgehalten werden, daran beteiligt sind. Gg. Wolff.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Schertz und Humor in der Muttersprache. Vergleich des Menschen mit einem Schiff lieben natürlich vor allen

unsere Teerjaden, die ihr ganzes Leben an der „Waterlant“ und auf der See verbringen. Dies zeigt uns besonders anschaulich John Brindmans köstliches Buch „Kasper-Dhm un id“, wo namentlich die Beschreibung der Person jenes alten Seebären, des Kapteins Bött von der Anna Maria Sophia, und seine von herzerquickendem Seemannshumor erfüllten Reden eine Fülle von Beispielen dazu liefern. So z. B.: He was breed un vull aewer Voog (Wug) un Speegel. — Kasper un min Dlsch stinnen dor vor den Dsch und hadden mi dat breede Hed toleht. — Kasper-Dhm ging langsam un würdigst in de Stuw up un dal, de Ballastschuffeln (seine beiden Fäuste) bör Kriz achter aewer den Speegel. Wug ist belanctlich = Vorderteil des Schiffes, Hed (mit „Hede“ verwannd, eigentlich = Tür in einer Umzäumung, besonders auch das Postor) = Hinterteil des Schiffes, und der Spiegel ein Teil des Heds. Die Augen aber sind die Kajütenfenster, Ohren und Nasenlöcher die Klusgaten (das heißt die isträgeren Löcher seitlich am Bug des Schiffes, durch welche die Ankerletten laufen); so fährt der Alte seiner Schwester Kind Andrees, der uns seines Dhms Leben, Reden und Taten schildert, also an: Jonge, nimm di tosam, sünst slah id di achter de Klusgaten. Als ihm der Herr Diaconus seine einzige Tochter, Gretenwätschen (d. h. Bäschen Grete) als ein Bild prangender Gefundheit preist, is em de Deern egentlich nich ribbig noog in de Spontung (Spanten sind die Rippen des Schiffsrumpfes). Fortwährend begegnen uns da Ausdrücke wie unner Ded nehmen oder wegstauen für essen oder trinken (z. B. sin drütt Glas Grog), slüren (steuern) = gehen, seilen (segeln) = gehen, fahren, eenen in't Fohrwater oder vor de Voog kommen = einem begegnen, ut dat Fohrwater gahn = ausweichen, aus dem Wege gehen, legg er mal bi = bleib er stehen, stoppen = anhalten, z. B. in der Rede, kentern, von „Kante“, eigentlich „(sich) umlegen“, = Schaden leiden, zugrunde gehen u. a. Auch die verschiedene Geistesverfassung und Seelenstimmung des Menschen findet durchweg in entsprechender Weise ihren seemännischen Ausdruck. So heißt in dieser Sprache ratlos sein und keinen Ausweg mehr wissen: de Voj (schwimmendes Seeschilder) van sinen Gedankenanker verloren haben; „der Horn stieg in ihm auf“: bi em tog ne Vö (kurzer Windstoß) mit Hagel, Dunner un Vliy un“; „der Horn berraucht und man beruhigt sich wieder“: de Vö blöft aewer; „in seiner Stimmung wieder obenauf sein“: wedder Water unner den Keel (Stiel) herwen u. dgl. m.

Mineralogisches.

Anthrazit. Während der Torf das jüngste Stadium der Umwandlung von Holz in Kohle darstellt, ist der Verkohlungsvorgang beim Anthrazit schon viel weiter gediehen. Sind also Anthrazit und mit ihm Graphit zumeist die ältesten Kohlen, so sind sie in der ununterbrochenen Reihe von der Holzsafer bis zum reinen Kohlenstoff noch keineswegs die letzten Umwandlungsprodukte, da Kohlenäure und Methan, das bei den schlagenden Wetterern so oft als Ursache mitwirkende Grubengas, noch kohlenstoffreicher sind. Auch hängt der Grad der Verkohlung nicht immer und überall vom Alter des Materials ab; starker Druck und hohe Hitze beschleunigen den Umwandlungsprozeß in vielen Fällen und erzeugen die Länge der Zeit. Die Natur ist nur selten für scharfe Grenzen; sie zeigt allwärts Uebergänge, auch zwischen Torf und Braunkohle. Von dieser über die schwarze Steinkohle zum Anthrazit sind solche Uebergänge vorhanden, ist doch jede Art allmählich und nicht sprunghaft aus der jüngeren hervorgegangen. Wo wir indes wirklichen Anthrazit vor uns haben, da ist er chemisch und physikalisch scharf charakterisiert; die schwarze, fast metallglänzende, spröde und härteste aller Kohlen hat bei einem Kohlenstoffgehalt von mehr als 90 Proz. nur wenig flüchtige Bestandteile, brennt mit rauchloser, nicht leuchtender Flamme, zerknistert im Feuer und gibt eine reine, weiße, oft auch rote Asche. Während die Steinkohle meist reich an Bitumen, also fett ist, fehlen diese Zusätze dem Anthrazit. Durchschnittlich besteht er aus 95 Proz. Kohlenstoff, 1 1/2 Proz. Sauerstoff, 2 1/2 Proz. Wasserstoff und Spuren Stickstoff. Je älter die Kohle, also je weiter der Umwandlungsprozeß fortgeschritten ist, desto geringer ist ihr Gasgehalt. So haben jüngere Kohlen bis an die 50 Proz. flüchtige Bestandteile, bei den mageren sinken diese schon auf 15 Proz. und der Anthrazit hat zumeist weit unter 10 Proz. flüchtige Bestandteile. Dadurch ist in der Hauptsache die Verwendung der einzelnen Kohlenarten gegeben.

Anthrazit tritt bald lagenweise in Verbindung mit anderen Flözen, bald auch selbständig, in den meisten Kohlenbezirken der Erde auf, vorwiegend in Pennsylvanien, Wales (England), Rußland, China und in geringeren Mengen in Westfalen und Schlesien. Das an Mineralien und anderen Naturprodukten reiche Pennsylvanien fördert den meisten Anthrazit. Von der Gesamtkohलगewinnung, die nach der letzten Statistik aus dem Jahre 1908 für die Vereinigten Staaten etwa 416 Millionen Tonnen betrug, kommen mehr als 83 Millionen im Verkaufswert von über 158 Millionen Dollar auf den Pennsylvanien-Anthrazit. Die bergmännische Gewinnung ist die gleiche wie bei der Steinkohle.

Der Heizwert des Anthrazits übersteigt 8000 Wärmeeinheiten, und da die Kohle wenig Gas, keinen Ruß und eine nichtleuchtende Flamme gibt, eignet sie sich zum Hausbrand, besonders in den so genannten amerikanischen Kesselöfen, zu Hochofenprozessen, die intensive Hitze erfordern, und auch zur Beheizung von Dampfkesseln.